

Zwischen Job und Beruf

Die Arbeit in der industriellen Gesellschaft — Broterwerb oder Lebensinhalt?

Arbeit ist gottgewollt, Job aber ist gottwidrig. Arbeit denkt auch an den Mitmenschen, Job ist nur egoistisch . . . Wer dem Job frönt, wird zum Geldjudas. Es hat manchmal den Anschein, als sei mit einer Stellungnahme wie dieser das Problem „Job oder Beruf?“ für die Sozialethik und die Verkündigung der Kirche gelöst und erledigt. Viele Stimmen in Gespräch und Predigt deuten dahin. Doch sollte man sich nicht darüber täuschen, daß auch für den christlichen Glauben eine so wichtige Frage nicht mit einem Federstrich lösbar ist. Es ist sehr leicht, entrüstet auszurufen: „Natürlich nicht bloßer Gelderwerb, natürlich persönliche Erfüllung in Arbeit und Beruf!“ Eine ganz andere Frage ist, ob man sich es damit nicht zu leicht macht und — zu unbarmherzig ist.

I

Bis vor rund hundertundfünfzig Jahren gehörten 95 vH der Bevölkerung in Deutschland zur bäuerlichen Lebenswelt. Ihr Unterhalt floß aus der ländlichen Familien- oder Gutswirtschaft. Für fast jedes Neugeborene konnten die Eltern mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen, sein Lebensweg werde dem der Eltern in der Art von des Tages Müh' und Lasten gleichen. Wenn wir das Wort einmal ganz unpräzise verwenden, so kann man sagen: Für die allermeisten Menschen stand schon an der Wiege fest, welchen „Beruf“ sie einmal ergreifen würden. Hinsichtlich der persönlichen Stellung in einer patriarchalisch geordneten Gesellschaft blieb Manches abzuwarten (falls nicht alles durch die Erbfolgebestimmungen festgelegt war). Eine „Berufswahl“ aber war weder nötig noch möglich. Auch wenn das für den werdenden Priester, den Soldaten, oftmals den Handwerker einen anderen Anschein haben mochte, so gilt doch auch für sie: eine Wahl im subjektiven Sinne blieb die Ausnahme. Sieht man auf das Typische, so ist festzustellen: der Mensch wurde in seinen Beruf nahezu hineingeboren.

Mit der Bestimmung der dem Menschen zukommenden Arbeit kraft Geburt hängt ein zweites Merkmal zusammen, das bis vor ein, zwei Jahrhunderten überall zutraf. Leben und Beruf des Menschen (dies Wort weiter im farblosen Sinne moderner Statistik gebraucht) blieben auf Lebenszeit festgelegt. Unerwartete Ereignisse — selbstverschuldet oder nicht — konnten den Einzelnen aus der vorherbestimmten Bahn herauswerfen: das war in den meisten Fällen ein Unglück. Normalerweise wies das Leben dem Menschen seine Stellung im Verband meistens der Großfamilie zu, und er nahm sie an. Dieser Umstand muß oft eine Geborgenheit und Sicherheit verliehen haben, wie wir Heutige sie in ihrer Eigenart kaum nachempfinden können; sie schirmte gegen eine fremde oft unheimliche Umwelt. Die Welt von Familie und Arbeit stellte eine Einheit dar, und diese Einheit erfüllte und umfaßte den Menschen ganz — bekanntlich bis in den Feierabend und den Feiertag hinein (und das Wort „Freizeit“ paßt deswegen nicht).

Das subjektive Bewußtsein des Menschen, derart in eine unabänderliche gleichsam der Natur verhaftete Welt der Familienarbeit eingebettet zu sein, möchten wir als „Berufung“ bezeichnen. Nur dies religiös geprägte Wort paßt; denn zweifellos hat die Kirche den Menschen gelehrt, sich an den Platz berufen zu fühlen, an dem er sich vorfand. Das gilt von der katholischen Welt (*Thomas von Aquin* sieht in der Arbeit das von Gott übertragene Amt, das eigenmächtig zu wechseln nicht in Betracht kam). *Luther* hat dann durch seine Lehre von den im Alltag als Glaubensfrucht zu verrichtenden Guten Werken den Gedanken von der Berufung vertieft. Für ihn ist nicht nur etwa die Arbeit allgemein Gottes Auftrag. Vielmehr dringt gerade durch ihn in Verkündigung und Bewußtsein der evangelischen Bevölkerung ein: gerade in der Arbeit, die wir zu tun

haben, erfüllen wir Gottes Auftrag; an *sie* sind wir gewiesen. An verschiedenen Stellen der Luther'schen Bibelübersetzung schlägt dieses Verständnis ganz deutlich durch. „Ein jeglicher bleibe in dem Beruf, in dem er berufen ist“ (1. Kor. 7, 20; auf den gedanklichen Zusammenhang bei *Paulus* müssen wir zurückkommen). Oder: „So ermahne nun ich Gefangener in dem Herrn, daß ihr wandelt, wie sich's gebührt eurer Berufung, mit der ihr berufen seid“ (Epheser 4, 1; wir zitieren den gebräuchlichen Luther-Text). Die Resonanz des Hörers mußte sein: Gott hat mich an meinen Platz gestellt; ich verlasse ihn nicht. Und man verließ ihn nicht, selbst wenn es Opfer kostete und man das „Kreuz“ tragen mußte. Daß man ihn nicht verließ, hat zweifellos in vielen Fällen bedeutet, daß man gerade *darin* den Sinn des Lebens sah. Indem der Mensch sich einordnete in die ihm vorgezeichnete Lebens-, Arbeits- und Berufsbahn, erfüllte sich sein Leben. Selbst im Leid fühlte er sich noch am richtigen Platz.

Immerhin wollen wir an dieser Stelle in unserem summarischen Bilde differenzieren. Inwieweit eine solche Ordnung von manchen Menschen nicht doch als starr und unbefriedigend empfunden wurde, wird mit Sicherheit wohl kaum gesagt werden können. Die literarischen Zeugnisse dürften dazu nicht ausreichen. Daß es eine Hefe der Gesellschaft gab, zeigen bereits die vielen Galgen jener Zeit. Und inwieweit der vom Leben Benachteiligte gleichwohl Sinn und Geborgenheit zu entdecken vermochte, können wir heute kaum mehr sagen. Auch ist zu bedenken, daß die angedeutete Welt des Feudalstaats sich in mancher Beziehung gleichwohl wandelte und in den Ständestaat überging. Als dieser dann zum Klassenstaat wurde, trat gewiß an die Stelle des Geborgenheitsgefühls in vielen Fällen der Eindruck, unter einem Zwang zu leben, dem sich zu fügen man genötigt war, wollte man überleben. Dem, was Berufung war und oft genug noch so genannt wurde, haftete dann etwas Statisch-Fatalistisches an: Es wurde zum Schicksal. Doch lassen wir diese Möglichkeit für die Zeit, da neunzehn Zwanzigstel der Deutschen auf dem Lande arbeiteten, außer Betracht. Prägend ist zweifellos der Glaube: Gott ist es, der den Menschen auf Lebensdauer dazu „beruft“, welche Arbeit er zu tun und welchen (Familien-)Stand er einzunehmen hat. Diese Überzeugung hat gewirkt — weit in die Zukunft, ja weit in die Gegenwart hinein.

II

Die Zeiten änderten sich. Das Bewußtsein, in einen der klassischen vier „Stände“ und ebenso in einen Familien“stand“ hineinberufen zu sein, änderte sich — wo es nicht gar verschwand. Und mit diesem Vorgang tauchen fast zu derselben Zeit die beiden Möglichkeiten einer Stellung zur Arbeit auf, um die unsere Zeit sich besonders mühen muß. Es ist einmal der *Beruf*; und es ist zum anderen, wenn auch nicht etwa durchgängig unter dieser Bezeichnung, der *Job*, den wir da erblicken, wo „die Arbeitskraft zur Ware“ geworden ist.

Die Säkularisierung machte aus der Berufung den Beruf. Der Vorgang war im Grunde denkbar einfach: An die Stelle Gottes tritt das Bewußtsein des Menschen, das forthin „beruft“. Idealismus und Klassik in Deutschland pflanzten in das deutsche Bildungsbürgertum die Überzeugung ein, im Beruf die Erfüllung des Lebens finden zu müssen. Hier galt der Beruf als „innerer Antrieb zu einer Aufgabe, für die man sich geeignet hält“. Die Selbstentdeckung des Menschen in Humanismus und Renaissance angebahnt, setzte an die Stelle einer Synthese von religiösen und soziologischen Gegebenheiten die persönliche Überzeugung entweder des Einzelnen oder Familie bzw. Gesellschaftsschicht als entscheidend für die Art des Berufs. Für bestimmte Kreise rückte damit die Frage der persönlichen Befriedigung im „Beruf“ völlig und entscheidend in den Mittelpunkt. Die Rolle des Glaubens wurde durch die Idee ersetzt, und es läßt sich

leicht zeigen, wie die Ideale bestimmter Zeiten und Schichten (bis hin zum Nationalsozialismus) die Wertung bestimmter Tätigkeiten — eben „Berufe“ — im allgemeinen Bewußtsein bestimmten. Hier liegt neben anderen damit zusammenhängenden Dingen — Sparsamkeit! — eine der großen Kraftquellen der sog. Gründerzeit. Wir halten zweierlei als entscheidend fest: Jetzt gab es für viele junge Männer die Möglichkeit, eine Entscheidung zu treffen (beim gebildeten jungen Mädchen blieb es lange noch anders). Die Berufswahl tritt ins Blickfeld. Zugleich aber bleibt als selbstverständlich bestehen, daß diese Wahl auf Lebenszeit gilt.

Kaum nun hatte sich die Möglichkeit einer derartigen Wahl im Bewußtsein nicht unerheblicher Kreise des Volks festgesetzt, als die Industrialisierung begann. Die Menschenmassen strömten in die Städte, die enge Verbindung von Arbeits- und Familienleben löste sich rasch. Die Anzahl der wählbaren Berufe stieg rapide. Aber für viele, ja für die meisten war diese Wahlmöglichkeit rein theoretisch. Vor vielen Menschen stand jetzt die Notwendigkeit, Arbeit nur im Interesse des Gelderwerbs zu verrichten. Das Ideal, jegliche Arbeit gerne tun zu sollen, wurde zwar auch vor diese Generationen der breitesten städtischen Volksschichten hingestellt, ja gewiß wurde es nicht selten hochgehalten. Aber den Realitäten entsprach es nicht mehr. Es konnte nicht mehr verwirklicht werden. Aus einer mit Begeisterung erfüllten Pflicht wurde bestenfalls die „verdammte“ Pflicht und Schuldigkeit. In Wahrheit war das wohl genau das, was man heute oft unter dem Wort „Job“ versteht: bloßer Gelderwerb bei langfristiger oder kurzfristiger Gelegenheitsarbeit. Hier ist der „Beruf“ — und die Statistik meint damit seit jeher die Art der Tätigkeit — nicht mehr wie ehemals fast gleichbedeutend mit dem Stand, in den mich Gott gestellt. Hier ist der Beruf für die, die nicht wählen können, zu einem ähnlich engen Prokrustesbett geworden wie die Klasse, der sie angehören.

Von großer Wichtigkeit ist nun, welche Rolle die Kirche mit ihrer Verkündigungs- und Erziehungsarbeit angesichts dieser Situation oft spielte. Bekanntlich trat gerade die evangelische Kirche im 19. Jahrhundert aus mannigfachen historischen, geistesgeschichtlichen und soziologischen Gründen in eine besonders enge Verbindung zum Bürgertum. So wurde die geschilderte idealistische Berufsauffassung — wer wollte zweifeln, daß man hier wirklich Idealen nachstrebte? — oft genug als die eigentlich christliche dargestellt. Daß es dabei leicht war, im Gegensatz zu Luther Gott fast völlig auszuklammern, ist in unserem Zusammenhang nicht einmal das Wichtigste. Das Wichtigste ist: Der Masse der Arbeiter mußte diese Wirklichkeit verschlossen bleiben. Je mehr sie sich ihr konfrontiert sah — und das blieb schon durch die Schule nicht aus —, desto stärker mußte der Eindruck bei der Masse der industriellen Bevölkerung werden, zur primitiven Lohnarbeit um des nackten Daseins willen verurteilt zu sein. Wie konnte man dabei noch einen „Beruf“ im christlichen Sinne ausüben, wie im Alltag Christ sein? Die Kirche aber tat de facto kaum etwas gegen die Meinung, die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Klasse sei gottgewollt, damit unabänderlich und lebenslänglich gültig (nicht zuletzt im Zusammenhang damit entstehen die Standesvereine beider Konfessionen). Auch bei drückenden Verhältnissen vernahm man im Zeitalter von „Thron und Altar“ den Ruf zur Zufriedenheit und Bescheidung. Auch jetzt hieß es bei gänzlich veränderten Verhältnissen unverändert: „Ein jeglicher bleibe in dem Beruf, in dem er berufen ist“ — aber man mußte verstehen: Bleibt in dem und bei dem, was eurer Klasse zukommt... Damit aber mußte die Sinnfrage der menschlichen Arbeit für große Teile des Volkes unlösbar werden. Daß sie überhaupt einen Sinn haben könne außer dem des Gelderwerbs, ein solcher Gedanke mußte zur Beruhigungsphrase und zur baren Unmöglichkeit werden. Bei der Arbeit innere Befriedigung zu finden war für die einen unmöglich geworden eben in denselben Jahrzehnten, wo er in anderen Schichten immer weiter kultiviert wurde. Das führte dazu, daß oftmals jede idealistisch gefärbte Berufsauffassung für in Wahrheit verlogen erklärt wurde — ein heute nicht völlig überwundenes Phänomen.

Für beide nebeneinander existierenden Welten blieb bestehen, ob nun unterschwellig oder nicht: Ob nun Beruf oder Lohnarbeit, entfliehen konnte man dem, was einmal war, nicht; es galt für das ganze Leben. Denen, die in die Welt der Berufe hineingeboren waren, stand das Ziel der Erfüllung als erreichbar vor Augen. Die anderen zwar kannten dieses Ziel auch — aber da es zu erreichen unmöglich war, machte es ihnen das Leben nur noch schwerer.

III

Und heute?

Was wir in einer Faustskizze über vergangene Jahrhunderte zeichneten, wirkt auch heute noch. Gewiß ist die Lage noch sehr viel bunter, als sie, über unsere Schilderung hinaus, früher schon war. Aber so unüberschaubar unsere Arbeits- und „Berufswelt“ auch geworden ist, die beiden großen Bewußtseinsmöglichkeiten bestehen auch heute noch. Auch heute ist der Beruf als Lebenserfüllung Maßstab — wenn auch häufig genug im Unterbewußtsein und gewiß nicht „chemisch rein“. Die Wirklichkeit sieht demgegenüber nur zu oft anders aus. Natürlich haben viele einen echten Beruf — nicht nur Künstler, Wissenschaftler, Lehrer, Ärzte. Aber die Mehrzahl findet — den Job. Sie kann zwar wählen. Doch allzuoft ist es nur der Anschein, und nach kurzer Zeit begreift man das, was eine Berufswahl war, als einen passiven Vorgang — und das wird in vielen Fällen von selbst sogleich eintreten, wenn man unzufrieden ist. Mag auch die Eignung eine große Rolle spielen, die notwendige Arbeitsteilung kompensiert dieses Moment oft rasch. Es sollte unter keinen Umständen verkannt werden, daß das Arbeitsethos in Fleiß und Zuverlässigkeit, in Pünktlichkeit und Genauigkeit gleichwohl hoch ist. Aber ein ausgesprochenes Berufsethos kann sich nur schwer entwickeln oder halten, wo man keinen anderen Weg sieht, als sich als Gelegenheitsarbeiter zu fühlen. Vielleicht geschieht das sogar und gerade bei erlerntem Beruf, und hier sind die Gründe mannigfaltig und unterschiedlich (z. B. Ausbildung von Lehrlingen ohne Aussichten im eigentlichen Lehrberuf). Das Resultat ist meistens unabweisbar: Man „macht“ sein Geld. Man wählt nicht mehr die Arbeit oder gar den Beruf — man wählt den Betrieb bzw. das Unternehmen, von dem man sich am meisten verspricht.

Das Schwergewicht des Lebens verlagert sich in die Freizeit, wo man Befriedigung sucht und richtig zu leben erst anfängt. Und so „langt es für viele nicht zum Beruf“.

Ohne falsche Zurückhaltung sollte man zugestehen, daß diese Umstände nicht etwa nur auf den sog. Hilfsarbeiter zutreffen. Mit der zunehmenden Verkomplizierung des Arbeitslebens sehen ohne Zweifel auch viele Menschen mit einer völlig geordneten Berufsausbildung in ihrer Arbeit nicht mehr das, was der ihnen von Jugend auf als einzig wertvoll geschilderten Berufsauffassung entspricht. Ja, zahlreiche Akademiker bereiten sich durch ihr Studium auf nichts anderes vor als auf einen Job; oder ihre Tätigkeit wird später dazu, weil sie nicht dem entspricht, was sie sich einmal darunter vorgestellt hatten. Sie tun wie unendlich viele Glieder einer arbeitsteiligen Gesellschaft heute dies und morgen das.

So ergibt unsere Betrachtung die Frage: *Kann* das alte Berufsethos überhaupt in der industriellen Gesellschaft noch festgehalten werden? Inwieweit ist ein moralisches Urteil vom „Geldjudas Job“ vertretbar?

IV

Wiederholt hat man von einer „Krise des Berufs“ gesprochen. Auch das große evangelische Nachschlagewerk „Die Religion in Geschichte und Gegenwart“ verzeichnet in der

neuen Auflage eine „schwere Krise“ des Berufsbewußtseins in der industriellen Gesellschaft. Denkt man daran, daß die Kriegsfolgen mit erzwungenem Berufswechsel es vielen Menschen unmöglich machten, an einen ihnen für ihr ganzes Leben zukommenden Beruf zu „glauben“, so erscheint ein solcher Befund eher zu zurückhaltend als zu hart. Eine weitere Verschiebung liegt darin, daß die „berufstätige Frau, mit der nun endlich auch die Kirche ernsthaft rechnet, eine Stellung zur außerhäuslichen Arbeit entwickelt haben dürfte, die in vielen Fällen von dem Bewußtsein innerer Erfüllung besonders weit entfernt zu sein scheint. Das ist zweifellos auch, aber nicht nur auf die „Natur der Frau“ zurückzuführen; dieser Gesichtspunkt verschlingt sich mit der Tatsache, daß wir von einer Gleichberechtigung der Frau auch nur hinsichtlich der Berufschancen jedenfalls im Arbeitsleben, oft auch in der Verwaltung, weit entfernt sind. Und wie steht es mit den vielen Teilzeitarbeitsverhältnissen, die aus den verschiedensten Gründen gerade für Frauen begrüßt werden dürfen? Hier kann ein Berufsbewußtsein in den meisten Fällen überhaupt nicht entwickelt werden — und es kommt zwangsweise zu einem Job. Mag es also noch „Inseln“ geben, da das Alte lebt, — daß viele Glieder unserer Gesellschaft nicht auf einer solchen Insel leben, wo der Mensch sich entfalten und verwirklichen kann, wird man ihnen nicht einfach zum Vorwurf machen können. Das angeführte moralische Urteil ist unsachlich. Man muß es mindestens so lange zurückweisen, wie nicht ausreichend und überzeugend dargetan ist, wie eine Arbeit mit zwangsweise jobartigen Zügen als Gottesauftrag begriffen werden und damit innere Befriedigung verleihen kann.

Aber man muß noch weiter vorstoßen. Nicht genug damit, daß manche Aspekte der (neu-)protestantischen Berufsauffassung nicht festgehalten werden *können*. Es gibt auch diesem innewohnende Forderungen, die nicht festgehalten werden *dürfen*. Wir meinen das zunächst empirisch. Die Strukturprobleme eines Wirtschaftsraums im Zeichen einer rasanten Entwicklung können nicht gemeistert werden, wenn ein Mann nur für eine ganz bestimmte eng umrissene Berufsarbeit ausgebildet und an diese so gebunden wird, daß er sie wegen mangelnder andersartiger Fähigkeiten nicht wechseln kann. Ebenso hinderlich kann es für den Einzelnen und für die Gesamtentwicklung sein, wenn er seine Tätigkeit grundsätzlich auch niemals wechseln *will*, weil er auch innerlich gegen einen solchen Wechsel kraft Erziehung eingenommen ist und ihn als ein Unglück empfindet und nicht als eine jedenfalls mögliche Aufgabe. Hält man die „Treue“ auch zur „Sache“, zum Objekt der Tätigkeit also, für mitkonstitutiv oder gar ethisch entscheidend, dann drängt man den Menschen zwangsweise in den bloßen Gelderwerb mit dieser Sache — also einen Job im einseitigen Sinne. Verstärkt wird das alles durch die sich aus Weltwirtschaft und EWG ergebenden Anpassungsaufgaben, die mit einem einseitig idealistisch geprägten Berufsbewußtsein nicht gemeistert werden können.

Bestes Beispiel für das angedeutete empirische und zugleich für das ethische Problem sind die Strukturprobleme des Bergbaus. Darf man wirklich auf längere Sicht das hochentwickelte Berufsbewußtsein des Bergmanns so sehr in sich bestärken, daß der Mann und seine Familie an einem inneren Schock zugrunde gehen, wenn einmal die letzte Schicht verfahren werden muß und ein radikaler Wechsel bevorsteht? Für andere Berufe liegen die Probleme ähnlich. Der Beruf des Optikers z. B. ist heute zu schmal, der des Facharbeiters meistens breiter und damit anpassungsfähiger (freilich: die Berufsbezeichnung „Facharbeiter“ dürfte strenggenommen noch nicht überall als ausreichend empfunden werden, eben weil man genau bezeichnen will, worauf der Mann spezialisiert ist). Vielseitigkeit und Anpassungsfähigkeit aber sind gerade das, was wir überall brauchen — entgegen einer Erziehung zur in sich ruhenden Treue gegenüber bestimmten Arbeiten. Gerade angesichts der Automation wird deutlich, daß wir Menschen brauchen, die sich heute auf diesen und morgen auf jenen Auftrag selbständig einarbeiten und mit der Entwicklung in jeder Weise Schritt zu halten vermögen.

Nicht nur der Wille zum Verdienen, auch der Wille zum flexiblen Verhalten ist ein Moment, das bei der Vorstellung, die man sich vom Job macht, von großer Bedeutung ist. Das ist ein Faktum, das viele wohlmeinende Kritiker völlig übersehen. Besonders aufschlußreich ist dabei die Herkunft und Bedeutung des Worts. Im Amerikanischen kann das Wort Job geradezu den jeweiligen Arbeitsauftrag eines Mitarbeiters bedeuten — in der stillschweigenden Voraussetzung, der Mann werde sich diesem Job, der gar keinen Orts- oder Stellungswechsel mit sich zu bringen braucht, zur Zufriedenheit anpassen. Zweifellos ist in der Herkunft des Worts die Vielseitigkeit des Pioniers enthalten, der jeden Job selbst oder mit Nachbarn übernehmen mußte, auch wenn heute in den USA unter dem Job meistens der Lebensunterhalt verstanden wird. Wir aber haben im deutschsprachigen Bereich oft genug aus dem Menschen auf idealistische Weise eine ideal funktionierende Maschine gemacht, eben eine Arbeitskraft“, die an ihrer Stelle Vorzügliches leistet, aber beim Wechsel versagt. Warum werden so viele ältere Mitarbeiter „abgehängt“? Nachlassende körperliche Kraft spielt nicht die entscheidende Rolle. Ursache dafür ist die genossene Erziehung und die erfolgte Eingewöhnung, die dem Mann die Anpassungsfähigkeit nicht beibrachte und nicht abverlangte; damit wird er vorzeitig Opfer seiner Erziehung und für die hochtechnisierte Welt untauglich. Man mag und man soll ihm seinen Lohn garantieren. Aber man soll vor allem Sorge dafür tragen, daß es nachwachsenden Generationen anders ergeht.

Mindestens an einem Punkt also sollte man mit einem Urteil über das Faktum Job vorsichtig sein. In gewisser Hinsicht müssen wir alle in der Lage sein, heute dies und morgen das zu tun. Überflüssig zu sagen, daß diese Forderung keine Herabminderung dessen bedeutet, was man von einer Ausbildung erwarten darf. Im Gegenteil: Oft genug ist mit Recht eine breite Grundausbildung gefordert worden. Oft freilich auch mußte beklagt werden, daß für bestimmte Teilverrichtungen ausgebildet oder gar gehortet, für künftig wechselnde Anforderungen aber zuwenig getan wurde. Hier muß die vorbereitende Arbeit bereits in Haus und Schule beginnen. Fort mit dem Verständnis, als gehe es beim Job nur um die Muskelkraft! Das Selbstbewußtsein gerade vieler hochqualifizierter Leute zeigt: auch bei der — man möchte fast sagen: sportlichen — Fähigkeit des Wechsels geht es oft um hohe Anforderungen gerade an den Intellekt. Diese Fähigkeit muß die viel beklagte Fluktuation nicht unbedingt verstärken. Im Gegenteil: Wenn *im* Betrieb die Chancen gegeben und ergriffen werden, durch Intelligenz und Flexibilität eine breite Skala von Fähigkeiten zu entfalten, würde die starke Fluktuation von Betrieb zu Betrieb u. U. sogar nachlassen. Nicht nur allgemein, auch in ein und demselben Betrieb muß der Zugang zu breiten Variationsmöglichkeiten eröffnet werden — wenn man also will und recht versteht: der Zugang zum Job.

Die Alternative „Job oder Beruf?“ ist falsch. Es kann nur noch Berufe mit jobartigen Zügen geben. Freilich — es bleibt zu fragen: Kann ein derartiges Verhalten auch zum Job mit berufsartigen Zügen im Sinne eines christlichen Verständnisses werden?

V

Fällt die Arbeit als Gottesauftrag dahin? Muß auf den Versuch innerer Befriedigung verzichtet werden? Bleibt es bei dem Zitat, mit dem wir begannen: „Job ist nur egoistisch“? Und weiter: „Job ist Arbeit ohne Seele, ohne inneres Beteiligtsein. Job ist Arbeit nur um des Geldes willen.“ Bleibt aus technischwirtschaftlich-soziologischen Gründen nur das Warten auf die Lohntüte und den Freitagabend?

Entscheidend ist für diese letzte, für unsere Überlegung vielleicht wichtigste Frage der Rückgriff auf die biblische Urbedeutung des Wortes „Berufung“, „Beruf“. Entscheidend ist die Erkenntnis, daß für diesen Wert wohlmeinend eine falsche Münze in Umlauf

gesetzt worden ist. Es ist an der Zeit, den falschen Wert (die fehlerhafte Legierung) aus dem Verkehr zu ziehen!

Die Berufung im Neuen Testament ist nicht die Einweisung in einen Stand oder eine Klasse. Sie ist nicht soziologisch zu verstehen. Zwar hat die Verkündigung das immer „gewußt“, aber praktisch lief sie anders, und ihre Früchte zeugten gegen sie. Berufung ist der Ruf Gottes an den Menschen. Dieser Ruf bedeutet gerade *nicht* Bestätigung dessen, was der Mensch ist. Er bedeutet geradezu Wechsel, Änderung, Revolution. Denn er ist einmal der Ruf zu Gott hin. Und er ist, weil Gott in Christus begegnet, der Ruf zu dem Menschen Jesus Christus als dem Bild Gottes und des heilen Menschen zugleich. Und damit wird er zu einem Ruf zum Menschen überhaupt, einem Ruf zum Anderen, zum Mit-Menschen. „Ich ermuntere euch, des Rufs würdig zu leben, mit dem ihr berufen seid“ (Eph. 4, 1). Wenn *Paulus*, wie schon eingangs zitiert, so schreibt, dann meint er nicht den Ruf zu einer bestimmten Sache oder Materie. Sondern dann ist das der Ruf in die Mitarbeiterschaft Gottes. Der Zusammenhang im Brief zeigt, daß nunmehr gerade eine Anwendung erfolgt, die das Verhältnis der Menschen untereinander betrifft. Bescheidenheit, Güte, Geduld . . .

Die vielzitierte Sache und „Sachlichkeit“ darf nicht in den Mittelpunkt gerückt und in falscher „Treue“ verabsolutiert werden. Auch in der Kirche geht es zuviel um die „Sache“! Wenn wir oft genug sagen, in den Mittelpunkt gehöre der Mensch, dann ist das eine Korrektur des hergebrachten Berufsbewußtseins. Oder der Ausdruck ist eine bloße Floskel! Denn den an eine Sache geketteten Menschen kann man nicht als Menschen würdigen, er wird zum Apparat, dem man gar deswegen noch Vorwürfe macht. Bei dem Ruf, den Menschen um Gottes willen in den Mittelpunkt zu stellen, sollen wir bleiben — und wollen wir bleiben. Soweit bleiben wir aus dem Geiste Jesu Christi heraus bei Paulus und in dem Stand, zu dem wir berufen sind (1. Kor. 7,20). Aber wenn Paulus das auch — modern gesprochen — arbeitsrechtlich sieht oder zu sehen scheint, dann folgen wir ihm hier sowenig wie in den anderen Partien desselben Briefkapitels, wo dringend als die persönliche Meinung des Paulus angeraten wird, im — ledigen „Stand“ zu verharren, falls man nicht bereits verheiratet ist. Trotzdem traut die Kirche die Ehepaare. So sollte sie, nachdem das auf dem Felde der politischen Ethik lange im Gange ist, auch auf dem Felde der Sozialethik das Geviert „Berufsauffassung“ energisch und durchgreifend durchforsten. In gewisser Hinsicht müßte das Wort Job theologisch und pädagogisch gesellschaftsfähig werden. Und daß es im Evangelischen Soziallexikon und im Lexikon der Pädagogik fehlt, zeigt, wie wenig manche sozialetisch entscheidende Fragen wirklich „geistig“ angepackt worden sind. Und für viele Schulbücher, die auch heute noch einem einseitig idealistischen Arbeitsgedanken huldigen, gilt dasselbe.

Berufung heißt nicht: Du sollst nicht wechseln. Es heißt auch nicht: Verdiene nicht zuviel (es kann das freilich auch einmal bedeuten). Berufung heißt: Du bist in ein lebendiges Miteinander hineingerufen, in die Partnerschaft zum lebendigen Gott und in die Zusammenarbeit mit lebendigen Menschen. Bedenkt man das, so findet man wieder, was hier nur angedeutet zu werden braucht: Längst hat sich in der Industrie für viele das Schwergewicht von den technischen Problemen auf das Zusammenspiel unter Menschen verlagert, und die Zufriedenheit allzu vieler entscheidet sich nicht nur am Materiellen. Sie entsteht an der Art des Zusammenwirkens — oder sie wird dadurch gehemmt. Ein summarisches Urteil über den Job ist theologisch nicht vertretbar und — unmoralisch wie unbarmherzig. Christliche Ethik — im Kern immer Sozialethik! — kann nicht nur festgehalten werden. Gerade *sie* ist auf neue Weise gefordert. Möge sie helfend wirken!

Gott ruft in lebendige Partnerschaft — sollen wir sagen: Das ist der „Job“, zu dem wir berufen sind?